

Kurzprotokoll des literarischen Gesprächs zu

Kirsten Boie: Wir Kinder aus dem Möwenweg. Oetinger

vom 07.06.2011

Etliche Stellen wurden vorgelesen.

Im Blitzlicht wurde häufig die eigene Lektüreerfahrungen als langweilig erinnert. Das Buch plätschere vor sich hin wie ein Dia-Abend, es handele sich insgesamt um eine Friede-Freude-Eierkuchen-Stimmung, der jegliche Spannung fehlt. Dem standen (weniger) Stimmen gegenüber, die die schöne Kindergeschichte „toll“ fanden, sie sei nett zu lesen, humorvoll, menschenfreundlich, die eigene Kindheit sei wiederzufinden.

Das Buch ist sichtbar nach dem Vorbild der Bullabü-Bände von Astrid Lindgren entstanden und reproduziert dessen Erzählsituation und Grundstimmung. Die 9-Jährige Ich-Erzählerin Tara zieht mit ihrer Familie in das eben fertig gestellte Reihenhaus; die Nachbarhäuser werden ebenfalls von Familien, meist mit Kindern im Alter von Tara und ihren beiden Brüdern, bezogen. Schnell freunden sich die Kinder an. Ganz aus Taras Perspektive werden Episoden aus dem weitgehend elternfreien Kinderalltag berichtet – welche Spiele gespielt werden, wie man mit einem unfreundlichen Nachbarsehepaar auskommt, wie Mädchen und Jungen miteinander umgehen, allerhand „kleine“ Ereignisse des Alltags werden dargestellt und von der Erzählerin bewertet. Die Reihenhauswelt ist ein Idyll - eine Außenwelt oder ein zeitliches Früher sind nicht präsent. Tara formuliert häufig explizit, wie schön es bei ihnen im Möwenweg ist. Es wird eine behütete, harmonische, im Ganzen gesehen glückliche Kinderwelt erzählt.

Kritik entzündet sich vor allem an der Schilderung der Geschlechterverhältnisse: Diese seien voller Klischees. Dem wird entgegen gesetzt, dass das „doing gender“ in der mittleren Kindheit tatsächlich in der Regel eine „Dramatisierung“ der Geschlechterrollen praktiziert wird. Aber muss die auch noch „platt“ wiedergegeben werden? In diesem und weiteren Zusammenhängen kam das Gespräch immer wieder auf die Frage nach dem „Realismus“ des Textes und die Authentizität der Erzählerin zurück, ohne dass sie explizit bearbeitet wurde: Beschreibt der Text tatsächlich realistisch die Lebens- und Welterfahrung des Aufwachsens in einer Mittelschichtfamilie? Oder handelt es sich um Mittelstands-Ideologie? Oder, schwächer formuliert, um Idealisierungen, gar um eine utopische Beschwörung einer „heilen Welt“? Lesen wir also bereinigte Situationen, wie dem Buch vorgeworfen wurde, ist Kindheit „in Wirklichkeit“ belasteter als sie uns hier präsentiert wird? Und wenn dem so wäre – sind Idyllik oder Romantisierung per se langweilig, illegal oder schädlich?

Erneut wurde der zweite Kritikpunkt, die mangelnde Spannung angesprochen: Neben echten Problemen würden auch Ideale fehlen, um die man sich bemühen muss, dem Buch mangle es „an Wagemut“, heißt es. Dem wurde entgegen gesetzt, dass das Buch in der ganzen Schlichtheit seiner Anlage sicherlich begeisterte kindliche LeserInnen gefunden hat. Auch, weil es (anders als in Guus Kujers „Das Buch von allen Dingen“) Kindheit nicht aus der Retrospektive erzählt, sondern ganz aus der gelebten Gegenwart heraus. Der (kritisch konstatierte) mangelnde Stilwille sei Ausdruck der Authentizität der kindlichen Erzählerin – er findet sich in der Imitation einer kindertümelnden Sprache (beispielsweise werden Dialoge mit „und dann sagte x... und dann sagte y ... usw. über Seiten wiedergegeben).

Im Blick auf die Grundschule wurde der mutmaßlich lesefördernde Charakter des Buches unterstrichen. Betont wurde, dass der Text strukturell einfach ist – nicht nur auf der sprachlichen Oberfläche, sondern auch im Blick auf die kognitive Gliederung, insbesondere in der Episodenform der Erzählung mit ihren nur kleinen Handlungsbögen bei konstantem Figurenarsenal. Das macht ihn geeignet für Binnendifferenzierung: Schwache LeserInnen in der 3. oder 4. Jahrgangsstufe müssen nicht sämtliche Episoden lesen, für die ganz starken gibt es noch weitere 4 Bände in der Reihe.

cr